

Geschichte der Männlichkeiten Akademisches Viagra oder Baustein einer relationalen und intersektionalen Geschlechtergeschichte?

Jürgen Martschukat

Neulich auf einer Konferenz über „Männlichkeit“ begann eine Referentin ihren Vortrag mit dem Hinweis, sie würde jetzt gewissermaßen Neuland betreten, weil sie bisher über Frauen und Weiblichkeit gearbeitet habe. Allerdings seien die Männer dabei immer „mitgedacht“ gewesen und rückten jetzt eben mal ins Zentrum. Diese kurze Bemerkung brachte die Debatten der letzten rund 30 Jahre über das Für und Wider einer Männer- und Männlichkeitsforschung auf den Punkt: Das eine zentrale Argument der Debatten lautet, dass von Geschlechtergeschichte (und ich will mich im Wesentlichen auf die historiographischen Debatten konzentrieren) nur dann die Rede sein kann, wenn der Plural ernst genommen wird. Anders formuliert: Eine Geschlechterordnung lässt sich nicht herausarbeiten, wenn die Forschung nur auf Frauen und Weiblichkeiten schaut. Das andere Hauptargument bezieht eine Gegenposition und lautet, dass die Männlichkeitsgeschichte ein Terrain eröffnet hat, auf dem man(n) sich und seine Forschung wieder fröhlich auf Männer konzentrieren und diese also wieder ins Zentrum der Betrachtung rücken kann – und das unter dem progressiven Label der Geschlechtergeschichte. So werde eine Männergeschichte und eine Re-Zentrierung von Männern betrieben, die dem Ziel der Geschlechtergeschichte zuwiderlaufe.

Im folgenden Beitrag will ich zwei Dinge in jeweils zwei Schritten tun: Zunächst soll diese Spannung, die einem geschlechterhistorischen Blick auf Männer und Männlichkeiten offenbar inhärent ist, genauer angeschaut werden. Dafür werde ich als erstes in die Geschichtsschreibung zurückblicken und skizzieren, wie in der Geschlechtergeschichte schon seit den 1970er Jahren gefordert wurde, Männer und Männlichkeiten systematisch analytisch einzubeziehen. Danach werde ich dann auf die Warnungen vor besagter Re-Zentrierung von Männern eingehen, die eine solche neuartige Forschung über Männer und Männlichkeiten bewirken könne. Im zweiten größeren Teil werde ich nicht mehr zurückblicken, sondern die Forschungsgegenwart betrachten. Dieser Teil soll Perspektiven ausloten, die sich aus den Debatten der letzten Jahre ableiten

lassen, und ich werde Vorschläge entwickeln, wie eine Geschichte von Männern und Männlichkeiten geschrieben werden kann, ohne dass diese eine wissenschaftliche und gesellschaftliche Re-Zentrierung von Männern vorantreibt.

1. Geschichte der Geschichte der Männlichkeiten

Als in den späten 1970er Jahren aus der Frauengeschichte heraus das geschlechterhistorische Argument an Wucht gewann, waren bald allerorten Forderungen nach relationalen Betrachtungen zu hören und zu lesen: Wer die Unterschiedlichkeit weiblicher und männlicher Erfahrungen, Handlungs- und Existenzweisen herausarbeiten wolle, müsse Frauen und Männer, Weiblichkeiten und Männlichkeiten analytisch aufeinander beziehen, forderte zum Beispiel Gerda Lerner im Jahr 1977. Sie forderte die sogenannte ‚Allgemeinen Geschichte‘ abzugrenzen, die sich ja bis dahin weitestgehend als männlich gedachte Geschichte generiert hatte, oder diese angeblich ‚Allgemeine Geschichte‘ durch ‚Frauenthemen‘ zu erweitern, wurde von den wenigsten Historikerinnen noch als hinreichend angesehen. Jede Fragestellung, so schon 1976 das Postulat von Natalie Zemon Davis, könne und müsse aus einer Geschlechterperspektive analysiert werden.¹

In den 1980er Jahren legten insbesondere Joan Scott und Gisela Bock nach: Geschlecht könne als „nützliche Kategorie historischer Analyse“ nur dann seine volle Wirkmacht entfalten, wenn diese Analyse die Geschlechter- und Gesellschaftsordnung, Weiblichkeit und Männlichkeit umfasse.² Vor allem Gisela Bock forderte damals nachdrücklich dazu auf, Mannsein als Teil der Geschlechterordnung zu analysieren. Männer dürften nicht mehr – wie es die Geschichtsschreibung so lange getan hatte – als geschlechtslose Norm gedacht werden, sondern sie müssten innerhalb historisch dynamischer Geschlechterverhältnisse analysiert werden. Erst dann könne die Geschlechtergeschichte ihr erklärtes Ziel erreichen, die Geschlechterordnung als Gesellschaftsordnung zu analysieren. Bock hat auch schon Ende der 1980er Jahre darauf gedrängt, den Verschränkungen von Geschlecht mit anderen Strukturkategorien wie Ethnizität, Klasse oder Religion nachzugehen.³ Intersektionalität begann erst in dieser Zeit als For-

1 Vgl. Gerda Lerner, Die Herausforderung der Frauengeschichte (1977), in: dies., Frauen finden ihre Vergangenheit. Grundlagen der Frauengeschichte, Frankfurt a.M. 1995, 163–175, 174; Bonnie G. Smith, The Gender of History. Men, Women, and Historical Practice, Cambridge 2000; Natalie Zemon Davis, 'Women's History' in Transition. The European Case, in: Feminist Studies, 3 (1976), 83–103, 90.

2 Joan W. Scott, Gender. A Useful Category of Historical Analysis, in: American Historical Review, 91 (1986), 1053–1075.

3 Vgl. Gisela Bock, Geschichte, Frauengeschichte, Geschlechtergeschichte, in: Geschichte und Gesellschaft, 14 (1988): Sozialgeschichte in der Erweiterung, hg. von Helmut Berding, 364–391.

schungskonzept und Heuristik Kontur zu erlangen, und die Schlüsseltexte von Kimberlé Crenshaw erschienen just in diesen Jahren.⁴

In den 1990er Jahren war dann ohnehin Schluss mit Frauen und Männern. Nach dem Butler'schen Erdbeben herrschte „gender trouble“⁵ allerorten, die Vorstellung stabiler Entitäten verflüssigte sich in zahllosen Performanzen und Zitationen, geschlechtliche Möglichkeiten vervielfältigten sich über eine vermeintlich klare Zweigeschlechterordnung hinaus. Um nicht missverstanden zu werden: Ich behaupte nicht, dass nun alle HistorikerInnen Butler rezipiert oder überhaupt gelesen hätten. Dennoch lässt sich aus der Retrospektive beobachten, wie das diskursive Feld der Geschlechterforschung in den 1990er Jahren noch einmal mehr und anders in Bewegung geriet als zuvor: Fortan war mehr und mehr von „doing gender“⁶ die Rede, von der Konstruktion und der Performativität von Geschlechtern und von Geschlechtskörpern. Auffällig und wohl kein Zufall ist, dass nun tatsächlich erste Arbeiten erschienen, die auch Männlichkeit historisch analysierten und dies nicht nur als Ziel formulierten. Bis dahin, monierte Ute Frevert, sei der Plural in Geschlechtergeschichte eine „Mogelpackung“⁷ gewesen – trotz aller Postulate. Gewissermaßen „butleresque“ an diesen neuen Geschlechtergeschichten war auch, dass sie vor allem auf die Aufführung von Geschlecht, auf dessen Performativität und – wenn sie sich vorwiegend um Männlichkeit drehten – auf Männlichkeitsrituale schauten. Sie eruierten also, wie Männlichkeit hergestellt wird, und zwar in Relation zu Weiblichkeiten und zu gesellschaftlichen Norm- und Ordnungsvorstellungen: Hier ist etwa an Ute Freverts „Ehrenmänner“ zu denken oder an Gail Bedermans „Manliness and Civilization“. Bederman stellt einen Boxkampf zwischen einem weißen und einem schwarzen Mann an den Anfang ihrer genialen Erzählung und entfaltet dann dessen Bedeutung für Zivilisationsvorstellungen im Verhältnis zu verschiedenen Formen von Weiblichkeit und Männlichkeit. Zwei von vier HauptakteurInnen dieses Buches über die männliche und weiße Kodierung von ‚Zivilisation‘ sind Frauen.⁸

Bald war die Geschichte der Männlichkeiten zwar noch kein Feld, aber doch schon ein ‚Feldchen‘: Vor allem Aufsätze und Sammelbände – von John Tosh, Thomas Kühne oder Martin Dinges – loteten ab der Mitte der 1990er Jahre am konkreten Material

4 Vgl. Kimberlé Crenshaw, Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory, and Antiracist Politics, in: University of Chicago Legal Forum 1989, 139–167; Kimberlé Crenshaw, Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence against Women of Color, in: Stanford Law Review, 43, 6 (1991), 1241–1299.

5 Judith Butler, Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity, New York 1990.

6 Candace West u. Don H. Zimmerman, Doing Gender, in: Gender & Society, 1 (1987), 125–151.

7 Ute Frevert, Männergeschichte als Provokation?!, in: WerkstattGeschichte: Männerleben – Lebemänner, 6 (1993), 9–11.

8 Vgl. Ute Frevert, Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft. München 1991; Gail Bederman, Manliness and Civilization: A Cultural History of Gender and Race in the United States, 1880–1917, Chicago 1995.

Wege aus, wie Geschichten von Männern nicht mehr als Geschichte ‚großer Männer‘ zu schreiben seien. Es ging nun vielmehr um Geschichten von Männlichkeiten und also darum, bestimmte Verhaltensformen und Strukturen als männlich kodiert zu kennzeichnen und sie so ihres normativen, ahistorischen Status zu entheben, wie auch Karin Hausen Ende der 1990er Jahre schrieb. Eine solche Geschlechtergeschichte werfe auch im Hinblick auf Themen wie Kolonialismus, Industrialisierung oder Sozialstaatsentwicklung nicht nur neue Fragen auf, sondern sie gebe auch bessere Antworten.⁹

2. Irritierende Positionen

Was den Eindruck einer weithin einmütigen und produktiven Gestaltung des geschlechterhistorischen Forschungsfeldes vermitteln könnte, hatte auch seine Untiefen. Denn auch irritierende Positionen wurden nun zunehmend laut geäußert. Bemerkenswert ist, dass diese Positionen nicht von außen gegen die Geschlechterforschung artikuliert, sondern gewissermaßen aus dem Feld selbst heraus formuliert wurden. Hier ist zunächst konkret an Texte aus dem Zusammenhang der Männerstudien zu denken, die keine kritisch historische Perspektive einnahmen. Zugleich betrifft dies auch, *with a grain of salt*, die ersten Handbücher zur US-amerikanischen Männergeschichte, die Mitte der 1990er Jahre erschienen und als Zeichen dafür gelten mögen, dass sich das Feld in den USA schon etwas früher entfaltet und etabliert hatte als diesseits des Atlantiks.¹⁰

Ogleich diese ersten Synthesen nicht aus der Feder von Historikern stammten, waren sie in der Geschichtsschreibung doch einflussreich und wichtig. Sie fragten ebenfalls nach der Geschlechtlichkeit von Männern und deren Bedeutung für Gesellschaft und Gesellschaftsordnung, spürten dabei aber nach etwas authentisch Männlichem: nach einem tiefen archaischen, ahistorischen Grund dessen, was sie als Männlichkeit erfassten, und viel weniger nach deren Historizität. Diese Texte arbeiteten gegen eine Art Verlusterfahrung an, nämlich gegen den Verlust einer ehemals als stabil empfundenen geschlechtlichen Position, die dann abhanden kommt, wenn man einsehen muss,

9 Vgl. John Tosh, What Should Historians Do With Masculinity, in: *History Workshop Journal*, 38 (1994): The Culture and Politics of Post-War Consumption, hg. von Anne Summers, 179–202; Thomas Kühne Hg., *Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne*, Frankfurt a. M. 1996; Martin Dinges Hg., *Hausväter, Priester, Kastraten. Zur Konstruktion von Männlichkeit in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*, Göttingen 1998; Karin Hausen, *Die Nicht-Einheit der Geschichte als historiographische Herausforderung. Zur historischen Relevanz und Anstößigkeit der Geschlechtergeschichte*, in: Hans Medick u. Anne-Charlott Trepp Hg., *Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte. Herausforderungen und Perspektiven*, Göttingen 1998, 15–55.

10 Vgl. E. Anthony Rotundo, *American Manhood: Transformations in Masculinity from the Revolution to the Modern Era*, New York 1993; Michael Kimmel, *Manhood in America. A Cultural History*, New York 1996.

dass Geschlecht ein Effekt historischer Konstruktionsprozesse ist. Und mit dieser geschlechtlich vermeintlich fest verankerten Position ging auch eine gesellschaftlich scheinbar fest verankerte Position verloren, die sich mit der australischen Soziologin Raewyn Connell und ihrem ebenfalls Mitte der 1990er Jahre erstmals erschienen Buch über „Masculinities“ als „hegemonial“ bezeichnen ließe.¹¹ Connell selbst berichtet heute, dass sie zunächst zögerlich gewesen sei, dieses Buch zu schreiben, weil sie vom Tenor der damaligen soziologischen Männerforschung irritiert gewesen sei, denn diese habe die Vorstellung stabiler, natürlicher Männlichkeit genährt.¹²

Vor allem retrospektiv, so ließe sich ergänzen, wird besagte hegemoniale Position gern als stabiler und fester verankert beschrieben, als sie es eigentlich je war. Die Historisierung und Dynamisierung der modernen Geschlechterordnung wird dabei aus männlicher Perspektive oft als Zeichen und Ausdruck eines Verlustes und mithin einer Krise beschrieben. Und eine Krise zu beklagen, das hat Jürgen Habermas schon vor über vierzig Jahren treffend gesagt, ist zutiefst normativ: Die Klage über die Krise ruft zu Gegenreaktionen, zu heilenden Maßnahmen auf, die darauf ausgerichtet sind, die Re-Stabilisierung der Ordnung zu bewirken. Hier liegt das konservative Moment der Männlichkeitsforschung, die damit auf eine männliche Re-Zentrierung hinwirkt.¹³

Folgen wir nun dem kanadischen Literaturwissenschaftler Bryce Traister, so bilden diese dezidiert männlichkeitsstabilisierenden Texte nur die Spitze des Eisbergs. Unter Wasser schwimmt der große Körper der gesamten Männlichkeitsforschung, so Traister, die sämtlich – egal welcher Spielart – wieder die Beschäftigung mit Männern einfordert und umsetzt. Bedenken wir weiter, dass sich etwa zur selben Zeit – in ähnlichen Dynamiken und mit ähnlichen Argumenten wie die Männlichkeitsforschung – die Heterosexualitäts- und die Weißseinsforschung etabliert haben, so konnten heterosexuelle weiße Männer ihre forschende Aufmerksamkeit wieder auf heterosexuelle weiße Männer richten und für andere heterosexuelle weiße Männer aufschreiben, wie sie als solche konstruiert wurden. Egal, in welchem methodisch-konzeptionellen Gewand, für Traister ist es kein Zufall, dass die Männlichkeitsforschung zur selben Zeit an Fahrt auf-

11 R. W. Connell, *Masculinities*, Cambridge 1995; vgl. auch R. W. Connell u. James W. Messerschmidt, *Hegemonic Masculinity: Rethinking the Concept*, in: *Gender & Society*, 19, 6 (2005), 829–859.

12 So Raewyn Connell auf ihrer Internetseite „Raewyn Connell“, unter: http://www.raewynconnell.net/p/masculinities_20.html, Zugriff: 6.2.2015.

13 Vgl. Jürgen Habermas, *Legitimationsproblem im Spätkapitalismus*, Frankfurt a. M. 1973; vgl. zur Krise Claudia Opitz-Belakhal, „Krise der Männlichkeit“ – ein nützliches Konzept der Geschlechtergeschichte?, in: *L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft*, 19, 2 (2008): *Krise(n) der Männlichkeit?*, hg. von Christa Hämmerle u. Claudia Opitz-Belakhal, 31–49, sowie das gesamte Themenheft; zum Krisenkonzept in den Kulturwissenschaften vgl. Carla Meyer, Katja Patzel-Mattern u. Gerrit Jasper Schenk Hg., *Krisengeschichte(n). „Krise“ als Leitbegriff und Erzählmuster in kulturwissenschaftlicher Perspektive*, Stuttgart 2013; zusammenfassend Jürgen Martuschukat u. Olaf Stieglitz, *Geschichte der Männlichkeiten*, Frankfurt a. M. 2008, 64–73.

nahm wie die Wunderdroge des Pharmakonzerns Pfizer: Männlichkeitsforschung, so Traister, ist „akademisches Viagra“.¹⁴

3. Alternativen und Möglichkeiten

Traisters Text ist kritisch und er argumentiert spitz, lässt aber auch manche Fragen offen. Sein Fazit lautet, dass es nicht reiche zu zeigen, dass Männlichkeit immer „konstruiert, kontingent und krisenhaft“ sei.¹⁵ Sein Fazit sagt aber nicht oder nur sehr vage, wie Männlichkeitenforschung betrieben werden kann. Hätten wir es nach Traisters Intervention etwa einfach bleiben lassen sollen?

Seitdem Traisters Text im Jahr 2000 erschienen ist, sind 15 Jahre vergangen. In diesen 15 Jahren haben sich die Angebote verdichtet, wie eine Männlichkeitenforschung betrieben werden kann, ohne akademisches Viagra zu sein – zumindest nicht hochdoziert. Diese Angebote lagen bereits in den 1980er Jahren auf dem Tisch, konnten sich aber erst in jüngster Zeit fester im Kanon geschichtlicher Forschung etablieren. Zentrale Stichworte lauten Relationalität (auf die Traister am Ende seines Textes in einer sehr kurzen und zitatformigen Passage verweist) und Intersektionalität. Um dies nun zumindest etwas genauer auszuführen, will ich auf meine eigene Arbeit zu Vaterschaft in der US-amerikanischen Geschichte zurückgreifen und so einen Vorschlag formulieren, wie Männlichkeitengeschichte als Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte geschrieben werden könnte.¹⁶

4. Relationalität

Vatersein scheint zunächst einmal ziemlich eindeutig an Mannsein gebunden, und dazu noch an eine spezifische Form des Mannseins. Es bedarf jedoch nur eines etwas genaueren Blicks um zu sehen, wie Vatersein und Vaterschaft als regulierendes Ideal funktioniert, über das moderne liberale Gesellschaften regiert werden; ‚regiert‘ in einem weiten, gouvernementalen Sinn.¹⁷ Vorstellungen funktionalen Vaterseins sind auf das

14 Bryce Traister, *Academic Viagra. The Rise of American Masculinity Studies*, in: *American Quarterly*, 52, 2 (2000), 274–304; vgl. Daniel Wickberg, *Heterosexual, White, Male: Some Recent Inversions in American Cultural History*, in: *Journal of American History*, 92, 1 (2005), 136–159.

15 Traister, *Viagra*, wie Anm. 14, 304.

16 Vgl. Jürgen Martschukat, *Die Ordnung des Sozialen: Väter und Familien in der nordamerikanischen Geschichte seit 1770*, Frankfurt a. M. 2013.

17 Vgl. Jürgen Martschukat, *Feste Banden lose schnüren. ‚Gouvernementalität‘ als analytische Perspektive auf Geschichte*, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History*, Online-Ausgabe, 3, 2 (2006), unter: <http://www.zeithistorische-forschungen.de/2-2006/id=4593>, Zugriff: 5.10.2014.

Engste mit familiären Idealvorstellungen verwoben, die höchst normativ und als solche sehr wirkmächtig für vielerlei verschiedene Menschen sind – nicht nur für Männer. Vorstellungen des Vaterseins sind zudem mit der gesamten Ordnung des Sozialen verschränkt: mit Arbeitsordnungen, Sozial- und Wirtschaftspolitiken, Staatsbürgeridealen und -rechten, Sexualitätsordnungen, Subjektentwürfen und vielem mehr. Es liegt auf der Hand, dass Vaterschaft als ein solches regulierendes Ideal und als Praxisform kaum verstanden werden kann, indem man nur Männer anschaut und zudem womöglich gar nur solche, die Väter sind. Denn eine solche Forschung ist eben nicht darauf ausgerichtet, auch den Vater als liebevollen familiären Akteur zu skizzieren und ihn stärker in die Familien hineinzuschreiben, wie man das durchaus auch gegenwartspolitische Anliegen von Teilen der historischen Väterforschung der 1990er Jahre skizzieren könnte.¹⁸

Vielmehr soll herausgefunden werden, wie über Vaterschaft eine Geschlechter- und Gesellschaftsordnung konturiert und regiert wird und wie in diesem Geflecht zahlreiche andere Akteure und Akteurinnen betroffen sind und Wirk- und Handlungsmacht entfalten; sie also „einen Unterschied machen“, wie Bruno Latour es formuliert und wie sie Teil eines vielmaschigen Machtgeflechts sind, um es mit Michel Foucault zu sagen.¹⁹ Vaterschaft muss aus den täglichen Interaktionen zwischen Männern, Frauen, Kindern, Institutionen, Idealen et cetera heraus verstanden werden. In diesen Interaktionen gewinnt sie Kontur, entfaltet Wirkungsmacht, ist beharrlich und verändert sich. In meinem Buch habe ich jedes Kapitel aus der Perspektive eines anderen Akteurs oder einer anderen Akteurin heraus geschrieben, und zwar aus mehreren, verschiedenen Gründen. Zunächst einmal war es so möglich, die Regulierungen und Handlungsmöglichkeiten von Menschen in den Vordergrund der Betrachtung zu rücken. Darüber hinaus konnte ich in mehreren Kapiteln weibliche Hauptakteurinnen einsetzen, um so die Bedeutung weiblicher Positionierungen und Handlungsweisen sowie die Relationalität der spezifischen Subjektformen auch ganz deutlich zu markieren.²⁰

5. Intersektionalität

Auf den ersten Blick ist es banal: Vatersein und Vatersein ist nicht das Gleiche. Die Bedeutungen, Praktiken und Relationen verschieben sich, je nachdem, ob von einem Arbeitervater oder einem Büroangestellten, einem schwarzen oder weißen, einem protestantischen oder jüdischen, einem verheirateten oder unverheirateten, einem homo-

18 Dies trifft insbesondere zu für die Arbeit von Stephen M. Frank, *Life with Father: Parenthood and Masculinity in the Nineteenth-Century American North*, Baltimore, MD 1998. Vgl. auch Shawn Johansen, *Family Men: Middle-Class Fatherhood in Early Industrializing America*, New York 2001.

19 Vgl. Bruno Latour, *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft: Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*, Frankfurt a. M. 2010; Michel Foucault, *Das Subjekt und die Macht* (1982), in: Michel Foucault, *Dits et Écrits – Schriften IV: 1980–1988*, Frankfurt a. M. 2005, 269–294.

20 Vgl. Martschukat, *Ordnung*, wie Anm. 16.

oder heterosexuellen Vater, einem Farmer oder Städter die Rede ist – und je nachdem, von welcher Zeit ich spreche. Anders formuliert: Ausschließlich Geschlecht als Kategorie in Betracht zu ziehen, greift zu kurz. Wir verpassen dann, wie vielschichtig die Verknüpfungen und Machtverhältnisse sind, in denen sich Vaterschaft und Vatersein entfaltet und artikuliert. Intersektionalität, schrieben Sumi Cho, Kimberlé Crenshaw und Leslie McCall jüngst in einem Artikel, der das boomende Forschungsfeld zugleich vermisst und für weitere Fragen öffnet, sei ein ‚heuristisches Instrumentarium‘, das den Blick auf die Zusammenspiele vielfältiger sozialer Dynamiken und Machtverhältnisse und die Konstitution von Subjekten lenke.²¹

Dazu nur ein Beispiel: Ohne *race* zu berücksichtigen, können wir nicht verstehen, wie afroamerikanische Männer von staatsbürgerlicher Partizipation ausgeschlossen und vom Zugriff auf zahlreiche gesellschaftliche Ressourcen ferngehalten wurden, indem ihnen die Anerkennung als funktionale Väter verweigert oder auch indem immer wieder ein kernfamiliäres Ideal mobilisiert wurde und wird – ein Ideal, das in der US-amerikanischen Geschichte nur selten mit afroamerikanischen Lebensrealitäten übereinstimmte. Die intersektionalen Machteffekte greifen noch weiter: Die beständige Mobilisierung kernfamiliärer und väterlicher Ideale in der amerikanischen Kultur und Gesellschaft hat für afroamerikanische Frauen, für deren Positionierung in der Gesellschaft und deren Möglichkeiten, an dieser zu partizipieren, gänzlich andere Implikationen als für euroamerikanische Frauen. Und diese Möglichkeiten, Formen und Bedeutungen der Partizipation variieren weiter, je nachdem, welche anderen kategorialen Differenzierungen wir zudem in Betracht ziehen: Bildung, Schicht, Religion et cetera.²²

Kurzum: Die Verflechtungen, Überlagerungen, Differenzierungen und Nuancierungen sind extrem vielfältig. Das Verhältnis von Geschlechter- und Gesellschaftsordnung ist immer in zahlreiche andere Komplexitäten und Verhältnisse verwoben, und es stellt sich für verschiedene Menschen unterschiedlich dar. Männlichkeit kann also ein Fluchtpunkt einer Analyse sein, sie ist zugleich aber immer changierend und ohne die vielfältigen anderen Relationen und Intersektionen nicht zu verstehen. In meinem Buch habe ich versucht, dieses Problem dadurch zu lösen, dass ich in den verschiedenen Kapiteln verschiedene ProtagonistInnen akzentuiert habe, über die sich jeweils unterschiedliche kategoriale Überlagerungen in den Vordergrund rücken lassen: In einem

21 Vgl. Sumi Cho, Kimberlé W. Crenshaw u. Leslie McCall, *Toward a Field of Intersectionality Studies: Theory, Application, and Praxis*, in: *Signs*, 38, 4 (2013): *Intersectionality: Theorizing Power, Empowering Theory*, hg. von Sumi Cho, Kimberlé W. Crenshaw u. Leslie McCall, 785–810; vgl. auch das gesamte Sonderheft der Zeitschrift. Cho, Crenshaw u. McCall beschreiben Intersektionalität als „burgeoning field“, das nicht nur deshalb boome, weil sie in so vielen verschiedenen Forschungsfeldern rezipiert und angewandt werde, sondern auch, weil sie sich in die politische Praxis einschreibe und diese präge. Einen Einblick in die Debatten, die Dynamik und Vielfalt des Forschungsfeldes bietet das „Portal Intersektionalität“, unter: <http://portal-intersektionalitaet.de/startseite>, Zugriff: 6.2.2015.

Kapitel Geschlecht und Religion, in einem anderen Geschlecht und *race*, in einem weiteren Geschlecht und sexuelle Präferenz, um hier nur drei Beispiele zu nennen.

6. Schlussbemerkungen

Am Ende muss die Frage stehen, ob und wie die Geschichte der Männlichkeiten in den letzten Jahren zu einem Teil der Geschlechtergeschichte geworden ist. Auf diese Frage ließen sich vielerlei Antworten geben, von denen ich hier nur zwei ansprechen will, die gänzlich unterschiedlich gelagert sind:

Eine erste Antwort speist sich aus einer Recherche in „America: History and Life“, der bibliografischen Datenbank zu den *humanities* in Nordamerika. Wer dort nach dem Stichwort „gender“ sucht, erhält fast 14.000 Treffer. Nach „masculinities“ oder „masculinity“ suchen zu lassen, bringt immerhin fast 2.000 Ergebnisse zutage. Es ließe sich also mit Fug und Recht sagen, dass „gender“ und „masculinity“ in der US-Geschichte und den Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften allgemein mehr als angekommen und sogar sehr präsent sind.

Zugleich fällt jedoch auch etwas anderes auf, und dies führt zu einer zweiten möglichen Antwort: Heute würde wohl kaum jemand mehr einen Arbeitskreis zum Thema ‚Geschlechtergeschichte‘ gründen und auch nicht zur ‚Geschichte der Männlichkeiten‘. Dies sollte aber nicht als eine Baisse der Geschlechtergeschichte fehlgedeutet werden. Das Gegenteil ist der Fall: Die Einsicht setzt sich durch, dass Themen wie Arbeit, Familie, Gesundheit, Gewalt, Vaterschaft nicht bearbeitet und verstanden werden können, ohne dabei über Geschlecht nachzudenken, und zwar über Männlichkeiten und Weiblichkeiten. Deutlich ist aber auch geworden: Wenn ich die Wucht und Wirkungsmacht solcher Themen und Konzepte und der entsprechenden Strukturen und Praktiken erfassen will, dann reicht eine geschlechterhistorische Betrachtung allein nicht, geschweige denn eine männlichkeitshistorische. *Race*, Sex, Klasse, Region, Religion und andere Differenzkategorien mehr müssen miteinbezogen werden, um die Vielzahl der Kräfte analytisch zu erfassen, innerhalb derer Menschen leben, denken und handeln.

Relationalität und Intersektionalität fordern also dazu auf, Verflechtungen, komplexe Machtverhältnisse, vieldimensionale Verhältnisse und soziokulturelle Konfigurationen zu untersuchen. Dies gelingt nicht, indem wir unseren Blick zentrieren. Mit Männlichkeit allein kommen wir da nicht weit.